

# BEGEGNUNG & GESPRÄCH

Nr. 161

II/2011

ÖKUMENISCHE BEITRÄGE ZU ERZIEHUNG UND UNTERRICHT



Mirijam Günter

**»Ich weiß nicht, warum die normalen Menschen  
immer eine solche Angst vor uns haben«**

Ein etwas anderer Beitrag zur Debatte um Inklusion



### **„Sie dürfen nicht zuviel erwarten“**

„Sie dürfen nicht zuviel erwarten“, begrüßt mich eine Lehrerin am Montag am viel zu frühen Morgen. Drei Jahre waren wir in Kontakt und nie gab es Geld, um ein Literaturprojekt durchzuführen. Jetzt ist endlich eine Stiftung eingesprungen, für die Jugendlichen, bei denen ich nicht soviel erwarten soll. Es sind, so erklärt mir die Lehrerin, die sich all die Zeit vergeblich um einen Geldgeber bemüht hat, junge Menschen, die eigentlich keinen Bock haben, in die Schule zu gehen, die so oft wie möglich blau machen und krankfeiern, die nur wegen der Bescheinigungen kommen, die die Schule unterschreiben muss, weil nur diese Belege garantieren, dass das Geld bei den Jugendlichen weiterfließt. Derart motiviert

betrete ich einen Klassenraum, in dem mich zwölf fitte Schüler erwarten. Meine einzige Bedingung war, dass mein Projekt erst um halb elf startet. So sind die Jugendlichen und die Schriftstellerin bester Laune, ist diese Uhrzeit doch eher an die Realität der Schüler angepasst, denn sie müssen abends bis spät in die Nacht auf kleine Geschwister aufpassen oder haben das Glück, abends arbeiten zu dürfen. Was sonst mit diesen Heranwachsenden los ist, erfahre ich innerhalb der Literaturwoche. Die anwesenden Jugendlichen verbindet eine tiefe Traurigkeit, die nichts mit pubertären Gefühlsschwankungen zu tun hat, sondern mit der knallharten Wirklichkeit, die mit diesen Menschen keinen Spaß versteht. Die Jungen

und Mädchen wissen um ihre minimalen Chancen, die sie in Sätzen ausdrücken, die da heißen: Ich werde einen letzten Versuch starten, bevor ich aufgabe und alles verliere. Sie sind traurig über weggelaufene Väter, schlagende Mütter und Brüder, die irgendwo verloren gegangen sind. Und obwohl sie sich erst in dieser Woche kennenlernen (sie kommen aus verschiedenen Klassen), entwickeln sie innerhalb kürzester Zeit ein solidarisches Verhalten, welches man anderswo noch nach Monaten vergeblich suchen würde. Trotz ihrer eigenen Probleme zeigen sie mir auch das Schicksal ihrer Schulkameraden und beweisen damit eine Empathiefähigkeit, die angesichts ihrer Lage bewundernswert ist. In dieser »Massenschule«, in die nicht nur meine Teilnehmer allein deshalb gehen, weil sie noch schulpflichtig sind und niemand wusste, wohin mit ihnen, tummeln sich Gymnasiasten, Realschüler und Berufsschüler. In einer Klasse der »Bildungsgewinnler« schnorre ich mittags einen Topf mit warmer Suppe – er wäre sonst weggeschüttet worden. Ich teile die Suppe mit den Teilnehmern meiner Literaturwerkstatt, was mir Ärger mit den Pädagogen einbringt. Obwohl ich darauf hinweise, dass keiner der Jugendlichen bis zum Beginn der Schule etwas gegessen hat, und sie, auch wenn sie nachmittags gehen, nichts zu sich genommen haben, wird mir erklärt,



dass das Geld bei den Heranwachsenden ja vorhanden sei, aber lieber für Filterzigaretten ausgegeben würde.

## Im Café

Als wir am dritten Tag immer noch kein Zimmer für unsere Gruppe gefunden haben, gehe ich mit den Schülern in die Stadt und lade sie in ein feines Café ein. Dies erlaubte die Schule erst, nachdem sie sich mehrfach abgesichert hatte, dass auf sie keinerlei Kosten zukommen würden. Versichert hat sie sich davon in Hörweite der Schüler. Im Café werde ich von der Bedienung, nicht in Hörweite der Jugendlichen, gefragt, ob ich den »Asis« mal Benehmen beibringen wolle. Die, denen ich da Benehmen beibringen soll, fühlen sich sichtlich wohl und wollen gar nicht mehr gehen. Ein Café war bisher für sie irgendein Ding aus einem Pappbecher.

## Kooperationsprojekt

Die da so Angst haben, dass da Kosten auf sie zukommen, haben an einem Nachmittag Besuch von einer Firma, die gerne eine Kooperation mit der Schule eingehen würde. Den anwesenden Gästen spielt ein angehender Student und Nachschüler Klavierstücke vor. Von meinem Projekt ist keiner da, ich sollte bald erfahren warum. Das Kooperationsprojekt wird

vorgelegt.

Inhalt dieses Firmenprojektes soll es sein, den Schülern beizubringen, wie sie, je nach Beruf, den sie ergreifen werden, ihr erspartes Geld in ihre Rente, Ausbildungsfonds oder Wertpapiere anlegen können. Was den

darauf hinzuweisen, dass sie ihr Ersparnis sinnvoll investieren sollen.

Dieses Projekt soll natürlich nur mit Schülern stattfinden, bei denen sich dies auch »lohnend« würde, so der jovial grinsende Dozent, denn wo es nichts



Veranstalten aber viel wichtiger ist, die Schüler sollen dies auch für ihre Eltern ausrechnen. So wird in »spielerischen« Rechenbeispielen den Schülern beigebracht, welche Kosten auf sie zukämen, wenn die Eltern später pflegebedürftig werden würden oder ins Heim müssten und sie nichts gespart oder das Ersparnis falsch angelegt hätten. Die Schüler errechnen die Kosten, die in einem solchen Fall auf sie zukommen würden, und sie werden aufgefordert, das Problem zu Hause anzusprechen und die Eltern

gibt, gibt es natürlich nichts zu rechnen und auch nichts zu sparen.

In meinem Seminar schreiben die Jugendlichen von der Hoffnung, dass die Zeit alle ihre Wunden heilen möge.

## Im Jugendgefängnis

Zwei Monate danach bin ich in einem Jugendgefängnis im Irgendwo; am dritten Tag frage ich die Jungen, warum eigentlich so wenig Akademikerkinder im Knast sitzen. Nachdem Tim



Akademikerkinder mit Bonzenkinder übersetzte, bitte ich, dass die Antworten später schriftlich in den Zellen verfasst werden. In einem Brief beantwortet mir der neunzehnjährige A. meine Frage so: „Die haben einfach nicht unsere Probleme. Sie haben genug zu essen, Mamas und Papas, die alles für sie machen wollen und auch können, und bessere Rechtsanwälte. Solche Kinder landen nicht im Knast. Solche Leute landen nie bei uns. Wir begegnen uns auch nie, weil wir in komplett verschiedenen Welten leben, höchstens wenn wir mal bei denen einbrechen.“

### **Literatur in der Förderschule**

In einer Förderschule mit sehr engagierten und frustresistenten Lehrern bitte ich zwei Mädchen aus meiner Litera-

turgruppe, einem Reporter Fragen zu beantworten. Der Journalist möchte ein Feature über das Thema »Gerechtigkeit« fertigen. Ich schlage ihm zwar vor, bei sich vor Ort nach telefonischer Absprache eine Förder- oder Hauptschule aufzusuchen, aber er möchte lieber zweihundert Kilometer in die Schule fahren, in der ich gerade tätig bin. Beide Mädchen begrüßen ihn sehr höflich. Mit einem anderen familiären Background wäre eines der Beiden nicht auf dieser Schule. Aber wie sie selbst formuliert haben, hätten nun mal einige Leute Pech in ihrem Leben und sie hießen nun mal Pech mit zweitem Vornamen. Ich setze den Journalisten und die beiden Schülerinnen in ein Zimmer und erkläre, dass ich zurück zu den anderen Jugendlichen müsse. Der Journalist ist konsterniert. Er bittet mich inständig zu bleiben, auch als ich ihm erkläre, dass andere Jugendliche auf mich warten. Ihm steht die Angst ins Gesicht geschrieben; die Mädchen lachen nervös und versichern ihm, dass sie ihm nichts tun würden. Als ich nach einer Schulstunde wiederkomme und belustigt feststelle, dass er ja noch lebe, erwidert er völlig ernsthaft, dass er überrascht sei, an einem solchen Ort zwei so nette und höfliche Schülerinnen vorzufinden, die zudem noch eine Meinung zum Thema Gerechtigkeit hätten. Muss man sich über einen solchen Erwachsenen wundern, oder soll man verzweifelt wütend

über die Aussage eines der Mädchen werden, das da, als wir freundlich wie wir sind, dem Journalisten und seinem Auto hinterherwinken, sagt: „Ich weiß nicht, warum die normalen Menschen immer eine solche Angst vor uns haben.“

### **Engagierte Lehrer**

In vielen Schulen, die ich besuche, sind die engagierten Lehrer die einzigen verlässlichen Erwachsenen, die es für die Schüler gibt. Sie, die viel gescholtenen Pädagogen, telefonieren morgens hinter ihren Schülern her, sie rufen abends bei Eltern an, sie nehmen die älteren Schüler in den Arm und die Jüngeren dürfen bei ihnen auf dem Schoß sitzen, sie erkundigen sich als einzige Erwachsene, wie es den Jugendlichen geht, versuchen ihnen eine andere Welt zu vermitteln und scheitern oft genau da, wo es um die Finanzierbarkeit von Dingen geht, die für andere Jugendliche selbstverständlich sind. Denn nach Schulschluss ist für einen engagierten Lehrer nicht Schluss, und wer meint, dass die ja so viel Geld verdienen würden, der weiß nicht, was so eine Ladung Eis für zwanzig Schüler kostet oder wie viel die Lehrer an »armen« Schulen aus eigener Tasche bezahlen, um den Unterricht halbwegs am Laufen zu halten. Zum Dank für ihr Eintreten dürfen sich diese Lehrer schlecht bezahlen lassen und dumme Ausdrü-

cke wie »Restelehrer« und »Asischulen« bieten lassen. Wie man ihnen dafür danken könnte, dass sie tagtäglich bei menschlichem Elend helfen, welches es von der Logik her in Deutschland gar nicht geben dürfte, steht auf einem völlig anderen Blatt.

## Literatur im Knast

„Sie wollen wirklich die Jungen zusammen ein Gedicht schreiben lassen“, fragt mich zweifelnd eine junge Sozialarbeiterin. „Das klappt doch nie. Sie sind hier im Knast.“

„Doch das klappt“, entgegne ich, „zumindest hat es bisher fast immer geklappt. Meistens hat das Gedicht am Ende sogar drei Strophen.“ „Also das glaube ich eher nicht, was Sie da behaupten, und ich bin ja wohl näher am Klientel dran. Aber wissen Sie was, wenn es nicht klappen sollte, schreiben Sie einfach einen Rapsong mit den Jugendlichen. Mit Rap kriegt man die immer.“

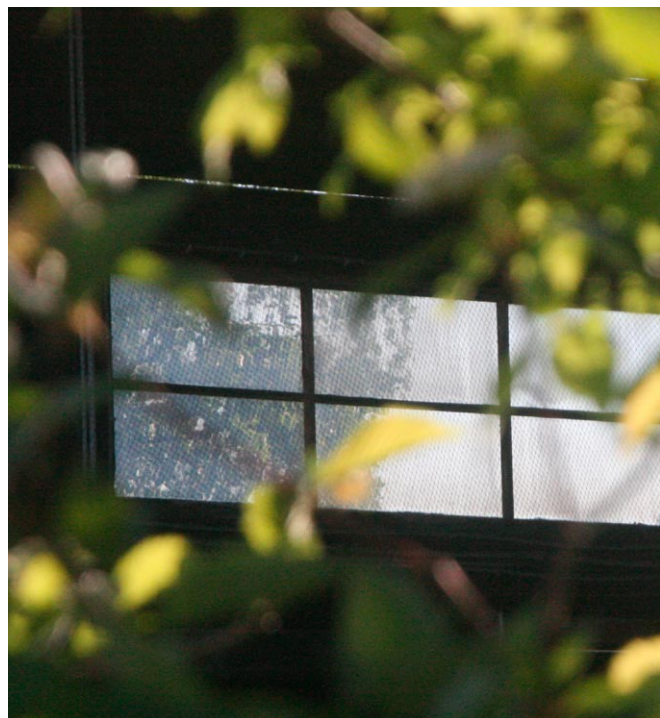
„Aber ich bin Schriftstellerin und keine Rapperin, und zweitens schreibe ich kein Gedicht mit den Inhaftierten zusammen, sondern sie schreiben eins.“

Zwei Stunden später sitze ich zwischen der Sozialarbeiterin und sechs mir völlig unbekanntem Heranwachsenden. Die Jugendlichen schaffen es mit einer Selbstverständlichkeit, sich auf die wunderschöne Welt der Literatur zu konzen-

trieren. Sie lesen alles, was die klassische Lyrik so hergibt und Mirijam in ihrem Koffer mitgebracht hat, und im Gegensatz zur erwachsenen Begleitperson, quittieren sie nicht ein einziges ausgeteiltes Blatt mit genervtem Gestöhne. Am Ende der Woche steht zum Erstaunen der jugendlichen Inhaftierten ein von ihnen selbstverfasstes dreistrophiges Gedicht an der Tafel. Die Jugendlichen sind stolz, durchgehalten und tatsächlich ein Gedicht geschrieben zu haben. Noch später erzählen sie davon. Die pädagogische Begleitkraft lässt sich nach diesem großartigen Ergebnis zu Bemerkungen hinreißen, die, wenn ich mir diesen Gedanken nicht selbst verbieten würde, weil er für mich absurd ist, einen dazu verleiten könnte zu glauben, dass sie eifersüchtig auf mich ist.

In einem anderen Jugendgefängnis verteilt die engagierte Sozialarbeiterin zum Abschluss das Gedicht der Teilnehmer auf Urkundenpapier:

*Die Ruhe vor dem Sturm  
In meine Stille zogen dunkle Wolken  
Ein Hurrikan brach herein  
Das schlechte Gefühl wurde zur Gewissheit  
Meine Feinde wurden Gegner  
Meine Stärken wurden schwächer  
Äußerlich bin ich gesund, doch im Inneren verletzt  
Hoch geklettert, tief gefallen  
Außen bin ich frei, doch im Inneren verletzt  
Wo es hell ist, fallen auch Schatten  
Jedes Ende hat seinen Anfang*



## Begegnung im Bordbistro

Im Zug sitzt mir im Bordbistro ein junger Mann gegenüber. Er kommt aus einem jener Stadtteile, von denen man in Deutschland gerne behauptet, dass es sie nicht geben kann. Er hat es gepackt, er ist raus aus den elendigen Verhältnissen,



hat eine nette Frau und ein kleines Kind und arbeitet als Kurierfahrer. Er denkt über Möglichkeiten nach, Sozialarbeiter zu werden.

„Ich kenne den ganzen Dreck“, erklärt er. „Es ist besser, wenn Menschen wie ich als Sozialarbeiter dort tätig sind, ich weiß, was schief gelaufen ist und was man ändern muss.“ Ich bestärke ihn und wir überlegen zusammen, ob es eine Möglichkeit gibt, ohne Abitur und Studium im sozialen Bereich tätig zu sein. Während wir erzählen, setzt sich ein Mann in Anzug und Krawatte zu uns. Fast zum Schluss unseres Gespräches mischt er sich ein. „Jetzt hören Sie auf, dem Menschen hier Flausen in den Kopf zu setzen. Er soll froh sein, dass er einen Job hat, alles andere würde er niemals packen. Überlegen Sie, aus welchen Verhältnissen er kommt. Das bringt für ihn nur frustrierende Erlebnisse und dann ist er ruck, zuck auf der schiefen Bahn. Man lernt nur im Studium, wie man richtig mit diesem Klientel umgeht.“

### **Abschiedsfeier**

Bei der Verabschiedung zweier Hauptschulklassen, erklärt der Bürgermeister in seiner Rede den Schülern, welche Termine er hat verschieben müssen, um in die Hauptschule zu kommen. Er erzählt von Treffen mit bedeutenden Wirtschaftsvertretern und Handwerksvereinigungen und Meetings mit wichtigen Investoren, die er

hat aufschieben müssen. Er redet lange darüber, so lange, dass man ein schlechtes Gewissen bekommt und sich persönlich schuldig fühlt, als ob der Bürgermeister, wenn er nicht gekommen wäre, fünftausend Arbeitsplätze hätte schaffen können. Die ohnehin miese Stimmung wird schlechter. Als der Rektor anschließend lateinische Verse von sich gibt und davon erzählt, dass viele Schüler weitere Schulen besuchen und manche ein wenig warten müssen, bis es mit irgendwas klappt, rufen drei Jungen aus der hintersten Reihe: „Wir sind doch eh alle verloren und landen auf Hartz-Vier“. Dies möchte, wie so vieles, an diesem Abend keiner hören.

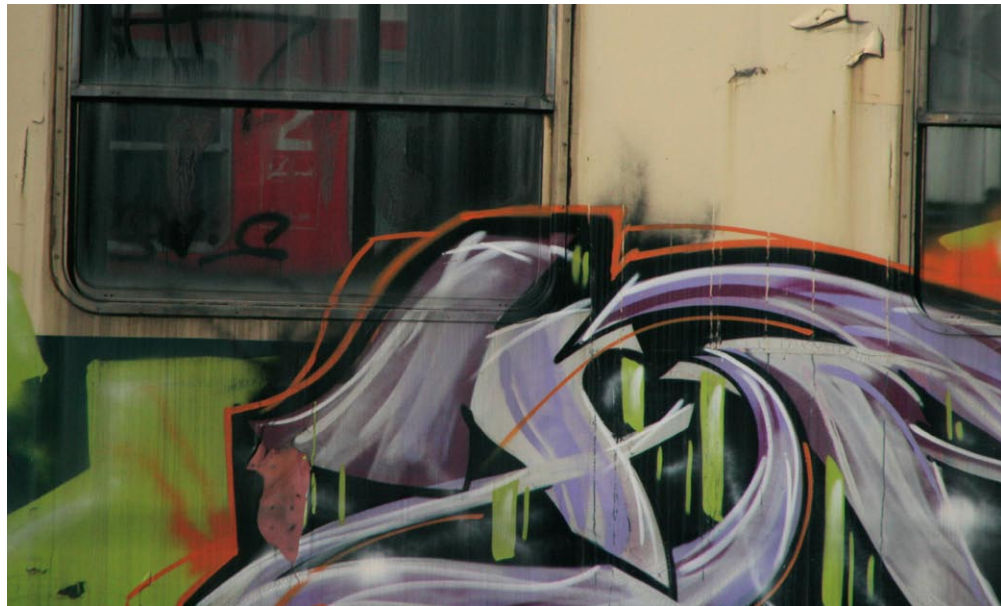


### **Zwei Welten in einer Stadt**

In einen geteilten Stadtteil einer Großstadt verschlägt es mich in einem frühlinghaften Wintermonat. Der Stadtteil beherbergt einerseits Menschen, die in grauen Betonklötzen wohnen und Einwohner, die in Einfamilienhäusern leben. Die Literaturwerkstattsteilnehmer an der Stadtteil-Hauptschule kommen alle aus dem grauen Betonblock, und die fünf Jungen sind sich sicher, dass alle Hauptschüler aus diesen Blocks kommen. Die Schule liegt genau zwischen den Betonblocks und den Einfamilienhäusern. Morgens begegnen sich manchmal die Welten, denn wenn die Kinder aus den Einfamilienhäusern sich mit ihren Rädern auf den Weg in

die Schule machen, müssen sie an der Hauptschule vorbei. Der Fahrradständer der Hauptschule ist verrostet, hier kommt niemand mit dem Fahrrad. Die Literaturwerkstattteilnehmer sind der festen Überzeugung, dass kein Schüler an der Hauptschule ein Fahrrad besitzt.

„Das ginge doch gar nicht, wo sollten wir denn mit unseren Rädern hin? Unsere Wohnungen sind zu klein und draußen werden die doch nur geklaut oder kaputt gemacht. „Das ist so Frau Günter, Gymnasiasten fahren mit dem Rad, Hauptschüler mit dem normalen Bus und Sonderschüler mit Extra-bussen oder Taxis.“ Ob das so ist bei Förderschülern? Eine Zeit mal nicht, wie sich der Direktor einer Förderschule wunderte. Seine Schüler wanderten jeden Morgen vom Bahnhof aus die fast drei Kilometer in die Schule und nachmittags zum Bahnhof wieder zurück. Als die Schüler selbst bei strömendem Regen zu Fuß gehen und der leere Bus unverrichteter Dinge wieder abfährt, werden die Lehrer ob soviel ungewohntem sportlichen Ehrgeiz misstrauisch. Sie haken nach und bekommen heraus, dass die Förderschüler nicht in den Bus steigen, der mitten durch die Kleinstadt fährt, weil vorne auf dem Schild des Busses nur ein großes »S« steht. »S« wie Schule, wie die Verkehrsbetriebe auf Nachfrage mitteilen. »S« wie Sonderschule, dachten allerdings die Schüler, die sich mehrheitlich schämten, eine Förderschule besuchen zu müssen. Sie wollten nicht auch



noch in einen Bus steigen, der sie drei Kilometer mitten durch eine Kleinstadt fährt und jedem zeigt, welche Schule sie besuchen. An der fahrradlosen Hauptschule möchte ich mit den Jugendlichen irgendwo inmitten der grauen Betonklötze einen Kaffee trinken. Im einzigen Café sitzen mittags um Eins Bier und Schnaps trinkende Erwachsene vor vollen Aschenbechern. Einer meiner Schüler schämt sich zu Tode, als er von einem der Gäste lallend angesprochen wird. Alle Jugendlichen kennen die Erwachsenen im Eiscafé, teilweise ist es die eigene Verwandtschaft. Wir verlassen das Café, ohne etwas konsumiert zu haben, und ich verspreche ihnen, am fünften Tag einen kleinen Ausflug in einen anderen Stadtteil zu unternehmen. Je näher der Termin rückt, desto nervöser werden meine Schützlinge. Sie sagen mir, dass sie kein Geld haben. Ich beruhige sie und erkläre ihnen, dass »Sonnenmenschen« mir

Geld zugesteckt hätten. Auch Direktor und Sozialarbeiterin erklären mir, dass leider kein Geld vorhanden sei. Die Armut bedrückt nicht nur die Schüler. Auf dem Weg in den »besseren« Stadtteil werden die Jugendlichen immer stiller. Allein, um zum nächsten Stadtteil zu kommen, braucht der Bus zwanzig Minuten; viel weiter sind die Jugendlichen auch noch nicht gekommen. Wir fahren mit der Straßenbahn bis zum nächsten Bahnhof, von dort drei Stationen mit dem Zug, und nach fünfunddreißig Minuten landen wir in einer anderen Welt. Mit faszinierten Augen schauen die Jungen sich alles an, auch den Buchhändler, der ihnen nach einer Begrüßungsrede zum Schluss mitteilt, dass sie sich ein Buch aussuchen und mit nach Hause nehmen können. Völlig verschüchtert suchen sich die Fünf ganz schnell alle das gleiche Buch aus.

„Können wir jetzt bitte wieder in unsere Welt fahren“, werde ich draußen gefragt.

## »Dann sah ich neues Leben«

„Das ist der tollste Tag in meinem Leben“, freut sich ein Förderschüler, als er zusammen mit seiner Literaturgruppe die erste selbstgeschriebene Schülerzeitung nach vielen Wochen der Arbeit hochhält.

„Endlich habe ich mal was durchgehalten“, verkündet stolz ein inhaftierter Junge nach Beendigung einer einwöchigen Literaturwerkstatt. Die anderen sieben Jugendlichen lesen mit nicht weniger Stolz dem stauenden Gefängnisdirektor das Gedicht vor, das sie zusammen in meiner Literaturwerkstatt geschrieben haben:

*Im Schatten der Zukunft  
Am Anfang gab es uns nicht  
Dann sah ich neues Leben  
Nun widerspiegelt sich der Beginn einer Geschichte  
Mauern aus Luft  
Durchbrach ein brüllender Löwe mit Flügeln  
Ein Fisch, der stromaufwärts schwamm  
Er kam nicht gegen die Mächte an  
Als das Leben kippte,  
wusste ich nicht wohin damit.*

Nicht nur der Gefängnisdirektor ist bewegt, auch ich bin es ein paar Tage später, als mich eine Lehrerin nach einer Fortbildung, die ich gegeben habe, anspricht und mir sagt:

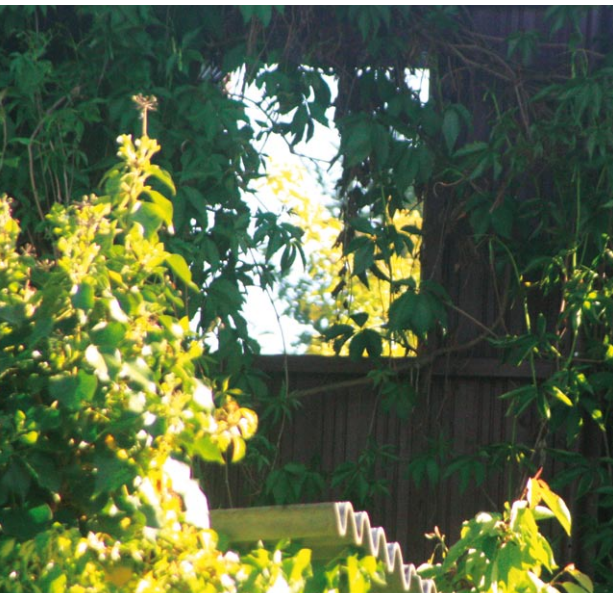
„Wissen Sie was, Frau Günter, ich hatte echt die Befürchtung, das wird so ein ganz trockener Vortrag. Aber diese Literaturwerkstatt, die Sie damit uns zwei Stunden gemacht haben ... Ich habe seit einem dreiviertel Jahr nur Probleme und grübele und grübele, und die letzten zwei Stunden mit Ihnen, da habe ich endlich mal den ganzen Mist vergessen können.“

Da ist die Schriftstellerin sehr gerührt; nicht nur, weil in ihrer Schulzeit das Lob eines Lehrers nicht sehr häufig vorkam, sondern weil sie die Gewissheit hat, dass Literatur alle retten kann - egal mit welcher Biografie.



Mirjam Günter, in Köln und in vielen anderen beinahe genau so schönen Städten aufgewachsen, absolvierte in mehreren Stationen letztlich erfolgreich die Hauptschule, gekrönt mit einem Realschulabschluss. Nach für alle Beteiligten deprimierenden Versuchen, durch das Erlernen eines ordentlichen handwerklichen Ausbildungsberufs im normalen Leben zu landen, entschied sie sich endlich, ihre Leidenschaft zum Beruf zu machen - zu schreiben. Und das äußerst erfolgreich: Für das Manuskript ihres Debütromans ‚Heim‘ erhielt sie 2003 den Oldenburger Kinder- und Jugendbuchpreis. Sie versteht es in einer begeisternden Manier, den meist jugendlichen Zuhörern ihrer Lesungen einerseits einen Eindruck dessen zu geben, was den Beruf der Schriftstellerin ausmacht, als auch klar zu machen, dass es möglich sein kann, einen Weg wie ihren zu gehen - unabhängig von der Biographie und gegen alle Prognosen.

*Kontaktaufnahme zur Autorin über die Redaktion.*



Fotoserie: „Innerhalb - Außerhalb“, Christoph Ranzinger  
Foto der Autorin: (c) Dirk Fischer

**Begegnung und Gespräch - online:** [www.lehrerbibliothek.de/BuG](http://www.lehrerbibliothek.de/BuG)

### Verantwortlich:

Elmar Gruber, Berchemstraße 25, 80686 München · Dr. Matthias Pfeufer, RPZ in Bayern, Schrammerstraße 3, 80333 München · Siegfried Kratzer, Pfälzer Straße 7a, 92224 Amberg · Gestaltung: Christoph Ranzinger, Pauckerweg 5, 81245 München.